Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 7 (1931)
Heft: 36

Artikel: Fremdenlegionär in Indochina
Autor: Riederer, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753072

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fremdenlegionär in Indochina

VON A. RIEDERER

Der Verfasser des nachfolgenden Berichtes ist ein Schweizer, der vor kurzem aus der französischen Fremdenlegion in die Heimat zurückgekehrt ist. Die Tatsachenschilderung ist um so interessanter, als man bis jetzt wenig vom Leben und der Tätigkeit dieser Truppe in Tonkin gehört hat.

NACH TONKIN

In froher Stimmung und voller Hoffnung, daß alles Schöne, was von Tonkin erzählt worden war, auf Wahrheit beruhe, verließ das in Sidi-bel-Abbes gebildete Detachement am 27. Januar Algerien. Das Schiff, auf dem wir die Reise nach dem fernen Osten antraten, hieß «Halgan». Außer den Legionären befanden sich noch etwa 30 Passagiere an Bord. Die übrige «Fracht» bestand aus verschiedenen, für Somaliland und Indochina bestimmten Handelsgütern.

Wir waren auf der «Halgan» soweit gut aufgehoben; Unterkunft und Verpflegung gaben zu keinen Klagen Anlaß. In den Schlafräumen waren nur zwei Bettreihen übereinander angebracht, auch war für richtige Ventilation gesorgt. Unser Detachementschef, Capitain Sousini, ermahnte gleich anfangs zu guter Disziplin, dann werde er auch für richtige Unterhaltung und Zeitvertreib besorgt sein.

Gewöhnlich gab es folgende Tagesordnung: 7 Uhr Tagwacht, 8 bis 9 Turnstunde, sodann bis 11 Uhr innerer Dienst; nach der bis 2 Uhr dauernden Mittagsruhe gab es selten weitere Dienstverrichtungen; um 9 Uhr Lichterlöschen. Auf dem Hinterdeck mußte zur Nachtzeit ein Wachtposten gestellt werden. Neben den ordentlichen Mahlzeiten konnten wir aus der Mannschaftsküche zu billigem Preise noch Speisen und Kaffee beziehen. In der Schiffskantine waren Wein und Zigaretten erhältlich. Wir wurden sehr oft überfordert; so kostete zum Beispiel ein Liter Wein, der in Algerien für 35 Rp. erhältlich war, gleich 2 Franken.

Während der Freizeit saßen wir in Gruppen auf dem uns zugewiesenen Teil des Verdeckes zusammen; einige plauderten, andere vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen und Lesen, auch Musik wurde gemacht. Manchen schönen Abend verbrachte ich mit besten Kameraden gemütlich vereint in einem Winkel, wobei wir uns jeweils aus der Küche mit Kaffee versorgten.

Ohne besondere Zwischenfälle verlief die Fahrt durchs Mittelländische Meer. Am achten Tage, abends um 4 Uhr, kamen wir in Port Said an. Bevor das Schiff in den Hafen einlief, mußten wir den Mantel anziehen und eine drei Meter lange, etwa 30 Zentimeter breite Leinenbinde umwickeln. Eine nicht gerade verlockende Schwimmausrüstung! Man wollte eventuellen Desertationslustigen beizeiten einen Riegel vorschieben. Als weitere Vorsichtsmaßnahme wurden, ein Meter vom Bordgeländer entfernt, Stricke gespannt, bei denen Unteroffiziere Wache hielten. Mancher, der sich mit der Absicht getragen hatte, in dieser Gegend des Suezkanals die Reise nach Tonkin zu unterbrechen, war von all den getroffenen Vorkehrungen nicht besonders erbaut. Fast bei jedem Legionärtransport, welcher den Suezkanal passiert, kommen waghalsige Fluchtversuche vor. Manchem gelingt der «Sprung in die Freiheit», andere finden den Tod in den Fluten.

Als wir uns nach dem Nachtessen in gewohnter Weise wieder an «Deck» begeben wollten, kam der Bescheid, daß niemand mehr hinaufgehen dürfe. Die Türen wurden verriegelt. Bald nach Mitternacht erfolgte die Weiterfahrt. Solange sich das Schiff im Suezkanal befand, mußten wir uns hinter geschlossenen Türen gedulden.

Kurz vor der Einfahrt ins Rote Meer, es mag zwischen 9 und 10 Uhr vormittags gewesen sein, vernahmen wir vom Verdeck herrührend aufgeregtes Rufen und Schreien. Alles drängte nach den Fensterluken und Bullaugen. Ein Russe, Putzer eines Sergeanten, welcher Wasser hatte holen müssen, war in einem unbewachten Augenblick über Bord gesprungen und schwamm nun rüstig ausgreifend dem Ufer zu. Einigemale schaute er zurück, dabei jeweils zum Abschied mit der Hand winkend. Bald hatte der Deserteur das nur etwa 20 Meter entfernte Ufer erreicht — gerettet, befreit von den Fesseln der Fremdenlegion.

Bis abends um 5 Uhr blieb unser Schiff im Hafen von Suez liegen. Ständig hielt man die Legionäre eingeschlossen. Erst weit draußen im Roten Meer, als keine Flucht mehr möglich war, konnten wir uns wieder frei auf dem Verdeck bewegen. Wer noch wollte, konnte jetzt ungehindert über Bord springen, niemand hinderte ihn daran. Sicherer Tod in den Wellen wäre natürlich die Folge gewesen. Ein prächtiger Sonnenuntergang ließ manche enttäuschte «Hoffnung» für den nächsten Moment vergessen.

Als wir uns an dem betreffenden Abend in gewohnter Weise auf dem Hinterdeck ergingen, bemerkte die Frau des «Tiger-Adjutanten», die es sich in einer Passagierabteilung bequem gemacht hatte, zu einer Legionärgruppe: So ihr Legionäre, wenn ihr nicht Feiglinge seid, so springt jetzt ins Meer. Sehr höhnisch und von obenher kamen diese Worte von ihren Lippen. Wir waren an dieser Stelle mindestens 10 km vom Lande entfernt, und hatten überdies noch immer unsere vorerwähnte «Patent-Schwimmausrüstung» an, so daß natürlich keine Flucht in Frage kam. Wir hielten uns über die blöden Bemerkungen der «Adjutantin» nicht weiter auf; einige bedachten sie mit Kosenamen, geziemend für eine Straßendirne. Rot vor Wut, beileibe nicht etwa vor Scham, verschwand sie bald darauf aus unserem Gesichtskreis. Zur Strafe gab es am nächsten Tage — Turnstunde unter der persönlichen Leitung des «Tigers von Marokko» (Adjutant Salini), bis uns der Schweiß in Strömen am Körper herunterrann.

Je weiter wir nach Süden kamen, um so mehr machte sich die Hitze unangenehm fühlbar. Bei Androhung von acht Tagen Arrest wurde verboten, tagsüber ohne Tropenhelm auf dem Verdeck zu weilen. Um die Mittagszeit mußte man sich sehr hüten, von Sonnenreflexstrahlen, die vom Wasser zurückgeworfen wurden, getroffen zu werden. Leicht wird dadurch das Augenlicht ernsthaft beschädigt.

In Djibouti, der Hafenstadt von Französisch-Somaliland, gab es wiederum einen halbtägigen Aufenthalt. Es ist dies ein prächtiger Naturhafen von geringer Wassertiefe, so daß größere Dampfer ziemlich weit vom Ufer entfernt vor Anker gehen müssen. Weil es sich hier um französisches Gebiet handelte, wurden die Legionäre nicht eingeschlossen. Weiter ging die Fahrt hinaus in den Indischen Ozean. Tagelang nichts wie Himmel und Wasser. Scharen fliegender Fische boten unseren Augen öfters ein kurzweiliges Schauspiel. Gegen Abend waren jeweils große «Heerzüge» Schweinsfische, die munter hinter dem Schiffe herschwammen, zu erkennen. Vereinzelte Delphine und Haie schossen durch die Wellen. Möwen kreisten in den Lüften. Europawärts ziehende Schiffe begegneten uns; sehnsüchtigen Blickes schauten wir denselben nach, bis sie am Horizonte verschwunden waren.

Um Mitte Februar gab es auf dem Schiffe zum ersten Male Soldauszahlung. Kaum war das Geld ausgeteilt gewesen, wurde auch schon die Kantine dicht umlagert, jeder wollte Wein haben. Mit einem Kameraden hatte ich schon vorher zwei Liter geholt, den wir sodann in der Küche zu Glühwein brauen ließen — und mit Eis gekühlt, ein sehr gutes Getränk erhielten.

Je mehr Wein die Leute verlangten, um so stärker mit Wasser vermengt wurde er verabfolgt. Allenthalben machte sich der reichliche Alkoholgenuß in Lärm- und Streitszenen bemerkbar. Das Singen und Johlen artete in eine wüste Gröhlerei aus, anfängliche harmlose Wortgefechte gingen in Schlägereien über. Bald wurde ein kleiner Armenier, der sich unvorsichtig in Händel gemischt hatte, jämmerlich verhauen. Er ergriff hierauf ein zur Hand liegendes Eisenstück und versuchte, sich mit dieser Waffe seiner Angreifer zu erwehren.

Schon seit geraumer Zeit hatte ich gesehen, wie in einer verborgenen Ecke stehend, Korporal Flamm, genannt die «Polnische Edelsau», den beginnenden Spektakel beobachtete; den Moment erwartend wo er triftigen Anlaß fand, sich bemerkbar und «groß» zu machen. Die Keilerei um den Armenier gab ihm die gewünschte Gelegenheit. Zur Vorsicht sicherte sich Flamm noch zuerst die Gesellschaft des «Tiger-Adjutanten». Als die beiden herankamen, wollten sie sich sogleich am Armenier vergreifen, um ihn nach dem Arrestlokal abzuführen. Doch dieser, nicht faul, hieb dem Korporal Flamm gleich eins mit dem Eisen herunter. Bravorufe und Gelächter ertönten. Begreiflich, daß das der guten Dinge zu viel waren. Adjutant und Korporal schnappten nun den «Kleinen» und verprügelten ihn auf die roheste Weise, fast daß sie mit Füßen auf ihrem Opfer herumgetreten wären. Der so arg mißhandelte Armenier schrie und tobte vor Schmerzen. Dann wurde er in den als Arrestlokal dienenden Waschraum geschleppt, wo die Mißhandlungen ihren Fortgang nahmen, noch lange war ein jämmerliches Schreien vernehmbar.

Wenn schon, denn schon — wenn wir uns gegenseitig öfters auch verprügelten, waren wir nun in diesem Falle sofort einig, dem Korporal Flamm einen gehörigen Denkzettel zu verabfolgen. Gleichen Tags gingen wir abends um 9 Uhr in gewohnter Weise zu Bette; alle verhielten sich sehr bald still und taten so, als ob sie eingeschlafen wären. Flamm wurde erwartet. Nach Verlauf von einer Viertelstunde ging die Türe auf und unser Mann kam herein. Die Schuhe ausgezogen, schlich er von Bett zu Bett, und als er nichts Unrechtes gefunden hatte, suchte er ebenfalls sein Lager auf. Einen Moment blieb noch alles still, dann flogen von verschiedenen Seiten Schuhe nach dem Bette des Korporals. Nach dem Schreien zu schließen, wurde gut getroffen. Bald sprang der Korporal aus dem Bett und ergriff, nur mit dem Hemd begleitet, schleunigst die Flucht. Bei der Türe erwartete ihn noch ein kaltes Sturzbad.

Am nächsten Morgen erkundigte sich der Adjutant angelegentlich nach den Missetätern, natürlich war es «niemand» gewesen. Der Korporal hatte das Gesicht voll blaugeschwollener Beulen, kaum daß er noch die Augen aufmachen konnte. Welche Schadenfreude! Es wurde in der Folge nicht gewagt, ein «Exempel» zu statuieren, aus Angst; es könnte sonst eine Meuterei ausbrechen. Der Armenier mußte nun weiterhin für alle büßen. Er bekam acht Tage Arrest und dazu noch seine täg-

liche Portion Prügel; als er sich weigerte, Strafarbeiten zu verrichten, wurde ihm tüchtig mit der Peitsche aufgestrichen. Für den Moment konnten wir unserem Kameraden keinen Beistand leisten, doch wurde Korporal Flamm besonders vorgemerkt, um bei nächster Gelegenheit entsprechende Sühne zu leisten.

Am 41. Tage unserer Seereise kamen wir in Saigon — der Hauptstadt von Französisch-Indochina, an. In zweistündiger Fahrt ging es durch einen etwa 200 Meter breiten Kanal nach dem landeinwärts gelegenen Hafen. Beidseitig der Ufer dehnten sich große Reisfelder aus. Die ersten Eingeborenen kamen uns zu Gesicht.

In Scharen waren die Bewohner Saigons zum Hafenquai herangekommen. Zahlreiche Kulibusse, bespannt mit «zweibeinigen Pferden», standen in Bereitschaft. Leider mußten wir die freundlichen Angebote, uns für wenige Sous nach der Kaserne zu führen, dankend ablehnen. So nobel waren die Legionäre nicht gehalten, daß sie während den Dienststunden, mit Sack und Pack durch die Straßen fahren konnten.

Nach einstündigem Marsche erreichten wir die uns zugewiesene Kaserne. Unterwegs nahmen wir soviel wie möglich Notiz von den Sehenswürdigkeiten der Stadt und deren Bewohner. Anfänglich konnten wir Männlein und Weiblein nicht recht voneinander unterscheiden; beide Teile waren mit langen Hosen bekleidet und trugen lange Haare. Später wurden wir in dieser Hinsicht schon findiger. — Bei der Kaserne angekommen, betrachteten wir mit Staunen den großen, schönen Bau mit seinen luftigen Balkonen und sauber geputzten Fenstern. Sogleich konnten wir unsere Zimmer beziehen. Diese waren sehr zweckmäßig eingerichtet und mit guten Betten versehen. Als wir bei den in den Gängen angebrachten Wasserhahnen unseren Durst löschen wollten, wurden wir zurückgewiesen: das Wasser sei schlecht und es dürfe nur wenig auf einmal davon genossen werden. Dafür stand in großen — mit Tee gefüllten Steintöpfen guter Ersatz bereit. Nach vollzogener Umkleidung begaben wir uns in den Speisesaal. Wie Barone wurden wir bedient: Fleisch, Eier, zweierlei Gemüse, Dessert; das konnte allem Anschein nach noch gut werden. Wenn die Lage hier schon so vielverheißend war, wie wird es dann erst im «Tonkin-Paradies» sein?

In der Kaserne befanden sich Truppen vom 9. Kolonial-Infanterieregiment. Wie wir vernehmen konnten, hatten sie einen sehr schönen Dienst: Um 6 Uhr Tagwache; 6½—8 Uhr Exerzieren, nachher innerer Dienst; 10½—3½ Mittagsruhe; hierauf noch eine Stunde Theorie, dann war das Tagwerk vollbracht. Ausgang hatten sie in der Regel von 6—11 Uhr, sehr oft konnten sie auch die ganze Nacht ausbleiben.

Schon am Abend des Ankunftstages bekamen wir Ausgang. Für zwei Sous gings per Kulibus bis ins Zentrum der Stadt. Wie Könige fühlten wir uns in den — von schnellfüßigen Annamiten gezogenen Wägelchen.

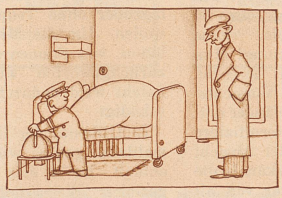
In Saigon, wie auch in anderen Städten, werden von den untern Volksklassen die halberwachsenen Kinder sehr bald zum Geldverdienen — gleich auf welche Art — ausgeschickt. Die in diesen Volkskreisen herrschende große Armut bewirkt in den meisten Fällen ein derartiges Vorgehen. Finden die Kinder irgendwelche Beschäftigung, so müssen sie, um 5 bis 6 Sous zu erhalten, mehr wie 12 Stunden angestrengt arbeiten. Deshalb gehen die Mädchen sehr früh leichterem Verdienst nach; werden natürlich sehr oft dazu extra angelernt und abgerichtet.

Mit einigen Kameraden suchte ich an diesem Abend noch den Marktplatz auf. Es gab da sehr viele Stände, bei denen gebratene Fische und Geflügel feilgeboten wurden. Wir ließen uns einige gutgebratene Enten wohlschmecken und tranken Zuckerrohrsirup dazu. Auch den Bananen wurde reichlich zugesprochen. Die Verkäufer benahmen sich fast ohne Ausnahme sehr untertänig und dienstbeflissen. (Fortsetzung Seite 1158)

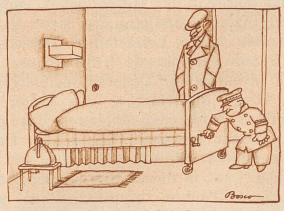
Lachen Sie trotz der Krise!

Den freudigen Humor und witzigen Geist eines Münchhausen, Till Eulenspiegel, Simplizissimus, seit Jahrhunderten die Menschheit erheiternd, finden Sie im „Zwölfer", dem lustigen Volkskalender wieder. Er wimmelt von humorvollen Einfällen und Witzen. Hören Sie nur einmal:

Schlafe patent!
oder: Das Ziehharmonika-Bett



„Sie, Herr Oberportier, das Bett hier ist doch viel zu kurz für mich!"



„Das werden wir gleich haben, gestern lag eben noch ein kleines Fräulein drin."

Gönnen Sie sich heitere Stunden das ganze Jahr! Kaufen Sie den soeben erschienenen „Zwölfer" für das Jahr 1932 zu nur 1 Franken in einer Buchhandlung, Papeterie, an einem Kiosk oder bei unserer Ablage. – In einer Woche sehen wir uns wieder!

(3. Anzeige)

«Briand»

«Hitler»

Die Schweizer Tänzerin Julia Marcus, Solotänzerin an der Charlottenburger Oper in Berlin, absolviert gegenwärtig ein Gastspiel in der Schweiz. Besonderen Erfolg hat sie mit der tänzerisch-karikaturistischen Darstellung aktueller Politiker

Mancherorts wurden auch mit dem «Schum-Schum» fleißige Proben gemacht. Es ist dies ein stark alkoholhaltiger Reisschnaps, und es braucht geraume Zeit, bis man davon größere Quantitäten zu vertragen vermag. Es gibt natürlich auch leichtere Sorten, an die man sich rascher gewöhnen kann. Ich lernte dieses «edle» Getränk erst nach der Ankunft in Tonkin kennen. Beim ersten Glas schnürte es mir ordentlich die Kehle zusammen, nachher war es mir noch stundenlang sterbensübel zumute.

Vier Tage blieben wir in Saigon liegen. Außer dem Putzen und Waschen der Kleider wurden wir mit keinen weiteren dienstlichen Verrichtungen belästigt. Wir hatten deshalb genügend freie Zeit, um Land und Leute von Saigon und Umgebung kennenzulernen.

Am zweiten Tag führte uns der Adjutant persönlich in der Stadt herum. Bei diesem Anlaß besuchten wir botanische und zoologische Gärten, ferner eine prachtvolle katholische Kirche nebst verschiedenen anderen Sehenswürdigkeiten. Die Stadt Saigon ist überhaupt reich an schönen Bauten und hat zum Teil ein stark europäisches Aussehen. Von den im «Zoo» besichtigten Tieren sollten wir dann einige in Tonkin — in Freiheit lebend, noch näher kennenlernen.

Französisch-Hinterindien zerfällt in die fünf Provinzen: Cochinchina, Kambodscha, Annam, Tonkin und Laos. In Cochinchina und Kambodscha befinden sich nur reguläre Kolonialtruppen als Garnisonsbesatzungen. Annam steht unter sogenannter «Schutzherrschaft» (Protektorat) und wird daneben von einem Kaiser regiert. Die eigentliche «Domäne» für die Legionäre ist die am weitesten im Norden gelegene Provinz Tonkin. Laos ist noch zum großen Teil von Urwald bedeckt. Die Bevölkerung der gesamten Kolonie besteht zum größten Teil aus Annamiten, die in 30 bis 40 verschiedene Stämme zerfallen.

Am fünften Tage des Aufenthaltes in Saigon mußten wir unsere Sachen wieder zusammenpacken, um die Weiterreise anzutreten. Wieder auf der «Halgan» versorgt, ging es nun — dem Endziel unserer Reise Tonkin entgegen. In Tourane, einem Hafenort der Provinz Annam, gab es noch einen mehrstündigen Halt. Weiter nordwärts ging sodann die Fahrt. Erwartungsvoll sahen wir nach der in leichten Nebel gehüllten, am fernen Horizonte auftauchenden Küste Tonkins hin. Es war am 17. März, als unser Schiff im Hafen von Haiphong vor Anker ging. Fünfzig Tage waren wir seit der Abfahrt von Oran unterwegs gewesen.

Tonkin! Endlich war's erreicht. Verheißungsvoll waren die ersten Eindrücke. Alles schillerte in bunten, glänzenden Farben. Stadt und Hafenanlagen von Haiphong boten einen überaus malerischen Anblick.

AM SONG-KAI

Nur eine Nacht konnten wir in Haiphong bleiben. Früh, am nächsten Morgen, mußten wir mit Sack und Pack kleine Schaluppendampfer besteigen; dann ging die Fahrt den Song-kai (Roter Fluß) aufwärts ins Innere von Tonkin. Langsam glitten wir in unseren Barken an den Ufern vorüber. — Dichtauf folgten sich größere und kleinere Ansiedelungen von Eingeborenen. Reisfelder wechselten mit Zuckerplantagen ab, das ganze Land schien ein einziger großer Garten zu sein.

Vorbei fuhren wir an Hanoi — der prächtig gelegenen Hauptstadt von Tonkin. Was wohl dort alles für Herrlichkeiten verborgen waren? Später sollte ich sie kennenlernen. Weiter ging es in ruhiger Fahrt. Immer neue Schönheiten und fesselnde Eindrücke tauchten auf, es kam uns vor wie eine Reise durch ein Märchenland. Alles schien uns zu sagen: Willkommen im Paradies der Legionäre.

Gegen Abend kamen wir in Dap-can an; ein mittelgroßes Dorf, damals die Hauptgarnison für die Legionäre in Tonkin. Zu unserer Begrüßung waren, neben einem kleinen Musikkorps, eine Anzahl Offiziere und Unteroffiziere der in Dap-can stationierten Truppen zur Landungsstelle gekommen. Als wir nach der Kaserne marschierten, standen die Ortsbewohner links und rechts von der Straße Spalier. Neugierig drängten sich mancherorts heiratsfähige Mädchen weit nach vorne, warum, sollten wir bald erfahren.

Die Kasernenanlage bestand aus 2 großen, nebeneinander stehenden Gebäuden. Sie war soweit gut eingerichtet und sauber gehalten. Zwei Kompagnien Legionäre und ein größeres Artillerie-Detachement befanden sich als Besatzung am Orte. Von Dap-can aus wurden die übrigen Legionärsposten mit Ablösungen, Munition usw. versorgt.

Gleich nach der Ankunft erkundigten wir uns bei den beiden am Platze weilenden Kompagnien nach Landsleuten. Ich hatte das Glück, zwei Schweizer Kameraden, die ich schon von Algerien her kannte, anzutreffen; der eine von ihnen war ein alter Tambour. Sie nahmen mich sogleich in Beschlag, um mich ungesäumt ins «Paradies» einzuführen — natürlich in dasjenige von Tonkin; denn nach dem «Himmlischen» verspürte ich soweit noch kein besonderes Verlangen. Bei einer guten Mahlzeit und reichlich Bier dazu, wurden die gegenseitigen Erlebnisse ausgetauscht. Ich interessierte mich natürlich sehr dafür, möglichst viel vom Dienst und dem Leben in Tonkin in Erfahrung zu bringen. Die erhaltenen Auskünfte lauteten im allgemeinen nicht ungünstig. Alles in Aussicht gestellte Schöne konnte schließlich doch nicht erlogen sein.

Nach einem kleinen Rundgang durch das Dorf wurde es Zeit, nach der Kaserne zurückzukehren. Der Tambour nahm noch eine Flasche «Schum-Schum» mit ins Quartier. Dieser Reisschnaps, auch «Legionärs-Champagner» genannt, wollte mir bei der ersten Probe nicht recht munden, an solch starken «Tabak» war ich eben doch nicht gewöhnt.

Am nächsten Morgen mußten die Neuangekommenen im Kasernenhof antreten, worauf der Garnisonskommandant eine kurze Inspektion vornahm und uns einiges über den Dienst in Tonkin mitteilte. Sodann wurden wir in Gruppen eingeteilt: 60 Mann für Yenbay, 10 für Laokey usw.; etwa die Hälfte der «Neuen» konnten bis auf weiteres in Dap-can bleiben.

Ich hatte von meinen Landsleuten erfahren, daß Capitain Arbousett, den ich von Syrien her als guten Vorgesetzten kannte, in Laokey befehligte; aber auch, daß an diesem Grenzposten ein sehr schlechtes Klima herrsche. Trotzdem bemühte ich mich, dorthin zu kommen. Mein Name: Riederer August, Nr. 6866, 14. Kompagnie, Yenbay — wurde abgelesen; also gab es nichts aus Laokey. Immerhin kam ich in die Kompagnie Arbousetts, so daß für später Aussicht vorhanden war.

Schon am folgenden Tage mußten die für Yenbay und Laokey bestimmten Leute die Reise nach ihren Posten antreten. Wir konnten mit der Bahn fahren. Von Vietri an ging es streckenweise durch Wälder und öde Grassteppen. Dazwischen kamen wieder Ansiedelungen von Eingeborenen, umgeben von den unvermeidlichen Reisfeldern.

Yenbay! — 60 Mann mußten hier aussteigen, die Laokey-Gruppe fuhr nach kurzem Aufenthalt weiter. Am Bahnhof wurden wir von einem Adjutanten, zwei Tambouren und vier Trompetern in Empfang genommen. Die Kaserne war ein drei Stockwerk hohes, sehr gut unterhaltenes Gebäude. Sogleich nach der Ankunft konnten wir die uns zugewiesenen Zimmer beziehen. Alles blitzblank gescheuert, überall die peinlichste Ordnung, noch nirgends hatte ich es bisher so gut getroffen.

Es lagen zur Zeit in Yenbay etwa 90 Legionäre in Garnison, die alle in der Kaserne einquartiert waren. Als Postenkommandant amtierte ein Leutnant namens Grethen, von Herkunft ein Luxemburger, ihm zur Seite stand ein von Korsika gebürtiger Adjutant. Dieser «Korse» führte den Spitznamen «Schweinehund», was somit nicht recht zu der sauber gehaltenen Kaserne paßte.

Außer den Legionären befanden sich noch eine Kompagnie «Patisanen» am Orte. Es sind dies aus Eingeborenen Tonkins gebildete Truppeneinheiten. Sie hatten ihre Unterkunft in einem auf einem nahen Hügel befindlichen befestigten Lager. Der Schutzwall dieses «Forts» bestand zum Teil aus einer hohen Mauer und im übrigen aus starkem Bambusverhau.

Yenbay liegt am linken Ufer des Song-kai und zählte etwa 4000 Einwohner. Diese bestanden zum Hauptteil aus Annamiten, doch waren auch die Chinesen zahlreich vertreten. Sogenannte Staatsstellungen wie: Präfektur-, Bahn- und Zollbeamte, Förster usw. waren von Franzosen besetzt. Eine katholische Missionsstation, bestehend aus zwei Missionaren und drei Ordensschwestern, hatte hier ihren Wirkungskreis aufgeschlagen. Dazu gehörten bedeutende Ländereien, mit entsprechend großem Viehbestand; auf den christlichen Glauben getaufte Annamiten besorgten die Arbeit. Ferner hatte sich zu dieser Zeit ein spanischer Berufsjäger in Yenbay niedergelassen.

(Fortsetzung folgt)